Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 52 (1948-1949)

Heft: 19

Artikel: Das Jahr des Goldrausches

Autor: Th.H.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-671548

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Jahr des Goldrausches

Am 24. Januar 1948 jährte sich zum hun= dertsten Male der Beginn des größten Gold= «rushes» der Geschichte. Auf dem Besitztum Ge= neral Sutters in Kalifornien war beim Bau eines Sägewerkes Gold gefunden worden. Eine Beitlang gelang es Sutter, den Fund geheim zu halten. Welches Schicksal General Sutter er= litt, nachdem die sensationelle Reuigkeit sich ver= breitete hatte, das ist fast jedem Schweizer be= kannt. In unserer Zeit hat so mancher Film und so manches Buch ein mehr oder weniger idealisiertes Bild vom Goldrausch gestaltet und vom Leben der Goldgräber, Glücksritter und Desperados, daß es nur des Schlagwortes "Wilder Westen" bedarf, um eine Vorstellung jener Zeiten in uns zu erwecken. Aber dieses Goldgräberleben bestand in Wirklichkeit mehr aus Leiden, Entbehrungen und harter Arbeit als aus Abenteuer, wilden Gelagen und Schie= kereien. Ganz Kalifornien war 1850 noch ein ausgesprochenes "Männerland". Nur acht Prozent der Bevölkerung war weiblichen Geschlechts, und im eigentlichen Goldgräbergebiet gab es auf hundert Männer sogar nur zwei Frauen.

Im Kebruar 1849 begann das Wettrennen nach den Goldfeldern Kaliforniens. Einhundert= vierzig Schiffe verließen in diesem einen Monat die Atlantikküste Nordamerikas und segelten füdwärts um das stürmische Kap Horn herum nach dem Stillen Ozean und dann denselben langen Weg nordwärts der südamerikanischen und nordamerikanischen Küste entlang bis nach San Franzisto. Die Fahrpreise waren phan= tastisch hoch und die Lebensbedingungen an Bord erschreckend. In San Franzisko angekom= men, gingen etwa nicht nur die Paffagiere an Land, sondern meistens auch die Besatungen der Schiffe, und zeitweise sollen über fünfhun= dert vollkommen verlaffene Schiffe in der Bucht umbergetrieben sein. Auch San Franzisko selbst entvölkerte sich innerhalb zweier Monate bis auf einen Viertel der ehemaligen Einwohner= schaft. Hausbesitzer packten das Nötigste zu= sammen, schlossen die Türe und krizelten darauf "Bin zu den Goldfeldern gegangen". Arbeits= fräfte zu finden war beinahe zur Unmöglichsteit geworden. Es heißt, daß keine einzige Waschsanstalt mehr den Betrieb aufrecht erhalten konnte und daher die Wäsche nach Honolulu verschifft werden mußte, von wo sie dann nach Woschen wieder gewaschen zurückfam. Der Generalsgouverneur sah sich eines Tages sogar vor das Problem gestellt, ohne Dienerschaft auskommen zu müssen und eine Beitlang mußte er sein eigener Koch sein. Wirtschaftlich machten sich die Folzgen des Goldrausches in der Verknappung viesler Güter bemerkdar, teils wegen mangelnder Produktion, teils wegen lawinenhaftem Unschwellen der Nachstrage durch die Hunderttaussende von Neuankömmlingen.

Bekannter geworden, in Amerika fast legen= där, ja beinahe zum Heldenepos erhoben sind die gefahrvollen, monatelangen Fahrten langer Wagenkolonnen aus dem Mississippi-Becken durch den zum Teil noch unerschlossenen Konti= nent nach dem grünen Sacramento-Tal. Der erste dieser Züge ist von dem Schotten Jim Stewart organisiert und geführt worden. Stewart war einer jener Trapper, wie sie uns in Schwarzmalerei oder Schönfärberei aus unserer Bubenliteratur bekannt sind. Diesen ersten Zug brachte er in 88 Tagen auf einem 2000 Meilen langen Weg nach dem heiß erstrebten, Reichtum und Glück verheißenden Ziel. Am 28. April 1849, um 10 Uhr morgens, brachen sie von In= dependence, Missouri, auf. Vor dem Aufbruch waren alle miteinander zur Kirche gezogen. Der Geistliche hatte sie vor allen Versuchungen des Körpers und Geistes gewarnt, sie freundlich gemahnt und jedem eine Bibel mit auf den Weg gegeben. Häufig gaben sich solche Wanderzüge selbst strenge Gesetze, die Trinken, Spielen und Fluchen verboten. Im Anfang galt es sogar als schwerer Verstoß, am Sonntag Domino zu spie= len. Eines der schwierigsten Probleme bildete die Verpflegung unterwegs. Alles was zum Le= ben gebraucht wurde, mußte mitgenommen werden. Die tägliche Kost bestand zur Haupt= sache aus Haferbrei, Speck und Brot, das in Fett geröstet wurde, und Kaffee. Zucker war jeweils raich aufgebraucht. Einmal in der Woche gab es Bohnensuppe. In Gebieten, die an Tieren reich waren, famen Büffel= und Wildfleisch dazu. Je weiter die Kolonie nach Westen vor= stieß, je schwieriger der Weg und je größer die Ausfälle unter den Zugtieren wurde, um fo mehr mußten die Wagen von entbehrlicher, ja selbst unentbehrlicher Last erleichtert werden. Am Wegrand liegen gelaffene Bücher, Kleider, Pflüge, Werkzeuge und Nägel markierten die Route. Bis Salt Lake City erreicht wurde, konnte weder Milch noch Butter und Käse ge= kauft werden. Dort in der Mormonenstadt am großen Salzsee, in der damals noch Brigham Young herrschte, genossen die Wanderer ihre erste große Rast, konnten sie sich wieder ein wenig zivilisieren und sich mit dem Nötigsten versehen.

Die Grenze des gelobten Landes Kalifornien war am 24. Juli erreicht. In Hangtown, das später in Placerville umgenannt wurde, hörten die Glückssucher von zwei Farmern, die in einer Woche für 17 000 Dollar Gold aus dem Bach gewaschen hatten. Im Nu löste sich der Zug auf. Nach allen Seiten stoben die Männer auseinsander, um ihren «claim» abzustecken. Und dann fam für die meisten die Zeit, da sie erkennen mußten, daß die Wirklichkeit nicht ins Vild der Goldträume passen wollte. Tag um Tag, vom frühen Worgen dis zum Abend mühten sie sich in der glühenden kalifornischen Sonne mit

Pickel und Schaufel. Oder sie standen tagein, tagaus im Wasser eines Flusses oder Baches und wuschen Sand, in einer Schaufel, einer alten Bratpfanne oder sonst einem behelfsmäßi= gen Mittel und suchten darin nach Körnchen oder Stäubchen des gelben Metalles. Wem das Glück zur Seite stand, der brachte vielleicht in zwei Jahren Gold im Werte von ungefähr 1000 Dollars zusammen — aber um welchen gesund= heitlichen Preis. Fast alle Goldgräber litten ent= weder unter Kieber, Rheumatismus oder Skor= but, wenn nicht gar unter allen drei Krankhei= ten zusammen. Eintönig wie ihr Leben war auch die Kost. Vor allem war sie zu einseitig, um einen hart arbeitenden Mann bei Kräften zu halten. Das tägliche Einerlei bestand aus ge= salzenem Schweinefleisch und getrockneten Boh= nen. Ramen sie einmal — vielleicht nach einem guten Fund in die Stadt, um zu festen, dann waren sie bereit, für Luxusartifel wie Gier und Kartoffeln, jeden Preis zu zahlen. 400 000 Menschen strömten 1849 nach Kalifornien; 2000 täglich, und die Mehrzahl erwartete Mißerfolg und Unglück. Angesichts der Verkehrsverhält= nisse und geringen Dichte der Bevölkerung kann man von einer Menschenflut sprechen; vielleicht hat es solcher elementarer Greignisse bedurft, damit aus Amerika das werden konnte, was es heute ist.

Th H

Regen — Gottessegen

In Zweisimmen kann man über den Regen folgenden Kettenrein hören: "Es chunnt en Räge, i cha der's säge; es chömme zwee, i ha-se g'see; es chömme drii, die chochen-en Brii." Anseichen bevorstehenden Regens kennt man allent-halben im Land herum. Das Schweizerische Idiotikon verzeichnet sie in Hülle und Fülle. Im Knonaueramt sagt man: "Treit der Brack-mund (der Pilatus) en Tääge, se git's Räge; het-si aber en Huet, bliibt's Wätter guet." So haben auch der Briste, Niese, Kamor, Kalanda manchmal en Huet oder en Täge, das heißt eine

Wolfen= oder Nebelfappe um den Gipfel herum oder Wolfenstreisen unterhalb der Spitze. Ein Schweizer Erzähler hat im Jahr 1856 aufgezeichnet: "Hat der Niesen einen Hut, wird das Wetter sicher gut; legt er an den weißen Krazen, darfst du nicht die Reise wagen; schraubt er aber an den Degen, so bleib zu Haus: heut gibt es Regen." Nicht umsonst sputen manchenzorts, zum Beispiel im Sarganserland und bei Wildhaus Gespenster, die bei Witterungsändezung umziehen und Schlapphütte mit breiter, herabhängender Krämpe tragen, oft von schwarz